Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 101 (1975)

Heft: 46

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Hat man wirklich an alles gedacht?

Jetzt klönt auf einmal die andere Seite. Noch vor kurzem wurde sinnlos drauflos gebaut. Und jetzt steht ein grosser Teil der Wohnungen leer.

Auf Details der Hintergründe dieser Situation wollen wir nicht eingehen an dieser Stelle. Sie sind bekannt genug. (Und nicht einmal alle sind gar so bekannt.)

Eines, ein ganz kleines, wollen wir hier erwähnen: Sie wissen vielleicht auch, dass es eine grosse Anzahl alleinstehender Frauen gibt, denen die Verhältnisse plus die Altershilfe eine nette Zweizimmerwohnung gestatten würden – mehr können sie im Alter meist nicht bewältigen, und Putzfrauen sind teuer. Also da hapert es.

Die Zeitungen zwar sind voller *Ein*zimmerwohnungen, die man nicht loszuwerden scheint, und dann natürlich voll teurer Mehrzimmerwohnungen. Aber für eine alte, alleinstehende Frau ist eine Zweizimmerwohnung sicher das Ideal. Das war eigentlich vorauszusehen, dieses Bedürfnis nach Zweizimmerwohnungen. Und es gibt sie auch in beschränkter Zahl – aber wie! Entweder in einer Ortschaft die bloss zwölf Autominuten von der Stadt entfernt ist, oder auch zwanzig, und ein Auto hat bekanntlich jedes alte Fraueli, nicht wahr? Oder es heisst dann, wenn wir in Basel oder Zürich wohnen: «Wohnen Sie gern am Brienzersee?» (Enfin, Sie kennen diese Sächelchen. Ich nicht. Aber es wäre sicher gesünder.)

Sicher ist eines: Es hat viel zu wenig hübsche Zweizimmerwohnungen, und sie sind im ganzen unsinnig teuer. Sogar ich verstehe, dass es Küchen und Badezimmereinrichtungen sind, die eine Wohnung verteuern, und dass dann von einer Zwei- zu einer Dreizimmerwohnung kein so enormer Schritt mehr ist. Aber es gibt so viele Gründe, warum die Frau Häfliger nun einmal eine Zweizimmerwohnung will, und zwar am liebsten im gewohnten Quartier, wo sie nun einmal alle Leute kennt, weil sie seit bald 40 Jahren da wohnt. Es heisst, man solle alte Bäume nicht verpflanzen wollen.

Auch möchte sie eine Wohnung, die möglichst wenig Arbeit macht, denn gearbeitet hat sie genug. Versiegelte Böden wären das Ideal, viel lieber als Spannteppiche, über die die meisten Frauen bereits zu klönen beginnen, wegen Flecken ausmachen und so.

Auf Tumbler und Deep-freezer ist die alte Dame, nennen wir sie Klara, bereit zu verzichten. Sogar die Bett- und Küchenwäsche für eine alleinstehende Person gibt man am besten aus. Den Rest könnte man dann ja ruhig im Badezimmer bewältigen – sofern das Badezimmer nicht auch noch mit einem Spannteppich versehen ist. Denn die Klara ist nicht so sehr für Spannteppiche. Küche und Bad? Für was gibt es Strupper? Die Klara seh ich schon stundenlang den Küchenteppich putzen, wo die Bratensauce sich sanft ausgedehnt hat.

Nein. Spannteppiche gehören nach ihrer Ansicht ins Zimmer, wo man ihnen normalerweise Sorge tragen kann.

Natürlich sind versiegelte Böden das Schönste, aber sie sind teuer. Andrerseits hat es in dem Haus noch Sachen, die Klärlis Zweizimmerwohnung ebenfalls erheblich verteuern – etwa Balkone nach dem Strassenstaub und Benzingestank hinaus. Und einen Bastelraum, den es zwar nicht etwa braucht, aber doch mitzahlen helfen muss.

Wenn es nicht das Glück hat, ein Parterre zu finden (das, in einem Garten liegend, die Freude seines Herzens wäre), dann bleiben ihm nur die oberen Stockwerke, die es seines schitteren Herzens wegen nicht erklimmen kann. Aber wenn sie ihm die Aussicht auf einen Garten oder Park böten, ebenfalls herrlich wären – sofern sie einen Lift haben.

Aber es gibt ja kaum Zweizimmerwohnungen. Und viele von ihnen sind, auch für gutes Geld, winzig klein und nagelneu, und schon rieselt der Beton von den Wänden.

Was soll so ein Klärli tun?

Bethli

Der Holzschopf

Es sind an die 25 Jahre her, dass ich das heimelige Haus in Tüscherz bezog. Alles gefiel mir dort, nur fehlte ein Schopf, in dem Holz für die Kachelöfen, Gartenwerkzeug und anderes mehr Platz gehabt hätte. Der Ort dafür war gegeben, an der hinteren Hausmauer angelehnt, so dass nur drei Wände, ein Dach und eine Tür benötigt wurden. Zu meiner Freude versprach ein Zimmermann aus dem benachbarten Weiler, den Schopf zu bauen. Auch er war nicht mehr der Jüngste und nebenbei Reb-

bauer. Deshalb rechnete ich es ihm hoch an, als er bald einmal erschien, um die Masse zu nehmen und den Bau zu besprechen. Und dann kam er eines Morgens mit seinem Handkarren, hoch beladen mit Brettern und Leisten, sowie dem nötigen Werkzeug. Schnaufend schleppte der beleibte Mann dieses Material die steile Gartentreppe hinauf und jammerte über seine Herzbeschwerden. Mit leichten Gewissensbissen wollte ich mich ins Haus verziehen; doch das gab es nicht! Ich könne ihm ein wenig helfen, sagte der Meister in sehr bestimmtem Ton, und mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Den ganzen Vormittag hindurch diente ich als Handlangerin, hielt die Bretter, während er nagelte, und reichte ihm sein Werkzeug. Es fing an, mich zu interessieren, aber ich begann auch meinen Rücken zu spüren, und meine Hände hatten einige Kratzer erwischt.

Mittags ging der Meister in den «Sternen», und ich improvisierte einen Imbiss und ruhte mich ein wenig aus. Dann ging es wieder los. Der Nachmittag verging auf ähnliche Weise wie der Morgen, und ich handlangerte weiter. Unsere Arbeit ging nicht stumm vor sich, bei weitem nicht! Mein Freund unterhielt mich dauernd mit dem Klatsch der ganzen Gegend und erzählte auch Geschichten von früher über Leute, die ich nie gekannt hatte. Ich vernahm Spannendes am laufenden Band, bis der «Neubau» beendet war. Am Nachmittag des folgenden Tages war es dann soweit. Befriedigt begutachtete er seine Arbeit und befahl mir folgendes: «So, dir ganget de uf Biel, choufet e Channe Linöl u strichet dä Schopf a. I ha jetz gnue!» Er duldete keinen Widerspruch, und so blieb mir nichts anderes übrig, als das Werk so gut es ging zu beenden ... Christine

Nicht die Kinder

Wie viel guter Wille und wie wenig praktischer Nutzen: Wir schicken den kleinen Kindern Milch und Reis, wir übernehmen Patenschaften für sie, wir unterstützen Waisenhäuser oder adoptieren Kinder aus der Dritten Welt. Was erreichen wir damit? Einzelnen wird vielleicht geholfen, das gesamte Elend aber bleibt und vergrössert sich täglich. Für jedes Kind, dem wir zu essen schicken oder das wir zu uns nehmen, werden bald viele andere geboren, die ihrerseits hungern werden. Wenn wir ihnen mit unserem Milchpulver über die ersten Monate hinweghelfen, sterben sie wahrscheinlich im nächsten Jahr. Wenn sie sich mit Betteln und Stehlen durchschlagen können bis ins Erwachsenenalter, werden sie keine Arbeit finden und weiterhin als Diebe oder Handlanger ein trostloses Leben fristen.

Zwei Drittel der Menschheit hungern. Wir vergessen, dass noch vor zweihundert Jahren praktisch die ganze Menschheit hungerte. Abgesehen von den immer wieder auftretenden Hungersnöten, war mangelhafte Ernährung die Hauptursache der grossen Kindersterblichkeit. Der Vermehrung ins Uferlose war durch den Hunger ein natürlicher Riegel geschoben. Mit Nahrungsmittelspenden und Wohltätigkeit können wir die Armut in der Dritten Welt um keinen Deut lindern. Es ist, als wollte man einen fliessenden Brunnen mit einem Becher ausschöpfen. – Vollkommen aussichtslos. Solange die Hungernden eine Geburtenregelung nicht praktizieren können oder wollen, werden sie unweigerlich weiterhungern und mit ihnen ihre Millionen von elenden Kindern. Nicht Kinder sollten wir retten wollen.

Jeder gerettete Säugling isst später einem anderen Kind das Brot weg, das nun auch wieder entkräftet dahinsiecht in ständiger Angst um die schäbige Nahrung. Säuglinge sterben leichter als grössere Kinder. Und noch schwerer sterben Väter und Mütter. An einer andern Stelle sollte unsere Hilfe einsetzen: bei den Alten.

Ein Bekannter von uns war letztes Jahr in Calcutta. Dort liegen die Alten und Kranken und Sterbenden am Strassenrand herum zu Tausenden. Ihre Behausung besteht aus einem kleinen Haufen alter Lumpen. In der frühen Morgendämmerung, wenn die Stadt noch schläft, fahren die Leichenkarren durch die Gassen. Wie bei uns die Kehrichtabfuhr. Die in der Nacht Gestorbenen werden eingesammelt und abtransportiert. –

Wir wissen es: Ein indisches Ehepaar muss viele Kinder haben, um mit einiger Wahrscheinlichkeit im Alter versorgt zu sein. Ein Spezialist erklärte kürzlich am Radio: «... mindestens acht Kinder, vier sind im Durchschnitt Mädchen und ziehen in andere Familien, von den vier Knaben werden die Hälfte zu untüchtig oder zu kränklich sein zum Broterwerb, bleiben noch zwei, die ihre Eltern ernähren können.» Und da wollen wir von dem Ehepaar erwarten, dass es sich nach zwei Kindern sterilisieren lässt?

Und doch ist eine Sterilisation in grossem Ausmass der einzige heute gangbare Weg, um der Bevölkerungsexplosion wirksam zu begegnen. Bessere Landwirtschaft, Schulung, Aufklärung – dazu ist es schon zu spät. Wir haben keine Zeit mehr; denn während wir zwanzig Kinder schulen, werden zweihundert neue geboren, die alle Anstrengungen wieder zunichte machen. Um aber die Armen zur Sterilisation zu bewegen, ist eines wichtig: Eine Altersversicherung. Nicht Patenschaften für Kinder sollten wir übernehmen, sondern Patenschaften für Mütter, die sich nach dem zweiten oder dritten Kind unterbinden lassen. Für sie sollten wir in einen Versicherungsfonds einzahlen.

Ueber die praktische Durchführbarkeit dieses Vorschlags lässt sich reden. Sicher ist es ungeheuer schwierig, in der Dritten Welt ein glaubwürdiges Versicherungssystem aufzubauen. Aber wenn wir dies versuchen, haben wir wenigstens eine kleine Chance, einen Damm gegen die immer höher steigenden Elendsfluten zu bauen. *Nur* in einer weltweiten Geburtenbeschränkung liegt unsere Hoffnung. Alle anderen Hilfsaktionen sind Pflästerchen auf offene Schlagadern, gutgemeinte Sentimentalitäten, die einzig dazu dienen, unser Gewissen zu beruhigen. Sonst dienen sie zu nichts. Ariane

Liebe Ariane, ich war zwar nie in Indien, aber die Schilderungen von Calcutta stimmen durchaus überein mit denen eines nahe Verwandten von mir, der durchaus Deiner Meinung ist. Auch ich bin es vom blossen Lesen und Hören, was die dortigen Zustände angeht. Bethli

Hurrah! Sie sind wieder da!

Im «Rendez-vous am Mittag» (9. 10. 75) hörte ich davon. «Man» wird wieder Verkaufswagen auf die Piste, lies in bestimmte Quartiere schicken. Die lobenswerten Organisatoren habe ich nicht mitbekommen, ich döste gerade ein bisschen. Wo genau, habe ich ebenfalls überhört, aber das spielt auch keine Rolle. Hauptsache sie sind wieder da. Also irgendwo in der Schweiz werden demnächst die Milchmänner (oder Milchleute?) nebst Frisch- und Pastmilch auch ein gewisses Angebot an weitern Lebensmitteln mitführen, so z. B. Suppen, Teigwaren, Bébénahrung, Früchte usw. Diese Wagen werden nach einem bestimmten Fahrplan täglich um die gleiche Zeit vor der gleichen Haustüre stehen. Sollte einer dieser Wagen auch mein Quartier bedienen, so kann ich leider aus beruflichen Gründen nicht davon profitieren. Aber ich freue mich trotzdem riesig, und zwar für unseren «Dutti» selig. Schade, dass er das nicht mehr erleben darf! Genau dieselbe Idee hatte bekanntlich unser Migros-Gründer schon vor genau 50 Jahren, allerdings unter etwas andern Voraussetzungen. Nur, wenn zwei dasselbe tun ... dä kennt me efangs! Gottlieb Duttweiler wurde kritisiert, bekämpft und bestraft. Wie ist es möglich, dass diese Verkaufsart nach allen Selbstbedienungsläden, Supermärkten und Maxi-Multi-Monster-Einkaufszentren mit grossem Trallala wieder eingeführt wird? Wahrscheinlich einfach weil die Idee gut ist. Wie gesagt, könnte ich diese Einrichtung auch wirk-

lich benützen, so hätte ich bestimmt mehr Freude, mich täglich von «meinem» Milchmann bedienen zu lassen, statt ständig von Aktion zu Aktion zu hetzen und nicht einmal zweimal nacheinander demselben Gesicht an der Kasse zu begegnen.

Jetzt warte ich eigentlich nur noch auf den Pfiffikus, der das «Zeitzeichen» gehört hat und demnächst täglich, sagen wir so um 11 Uhr, an meine Türe klopft. Er würde auf einem Wägelchen à la SBB-Verpflegung ein kleines Sortiment für die schnelle Küche mitführen. Etwa: Plätzli, Bratwürste, Konserven, Salat, Früchte und Sofortkaffee. Vermutlich würde das zwar meinem Chef nicht so recht gefallen, aber für mich wär's äbe gäbig. Ausserdem müsste in der heutigen Zeit jede Möglichkeit, neue Arbeitsplätze zu schaffen, ausgeschöpft werden. Und das wäre doch eine, oder nicht?

Charlotte E.

Hast Du überdöst, dass es auch einen Mahlzeitendienst gibt? B.
PS. Was Du wegen Dutti sagst, ist goldrichtig.

Verhungern?

Eine Tischrunde. Ein Gespräch, das sich plötzlich Richtung Arbeit, Geld, Inflation und Krise bewegt.

Von irgendwoher tönt es: «Was auch noch alles kommen mag, verhungern lassen wird man uns nicht!»

Und das Gespräch geht weiter, es werden andere Dinge besprochen.

Doch ein Wort steht in der Luft und bleibt. Verhungern! Was ist das? Verhungern? Wir essen. Genug, manchmal zuviel; wir haben Hunger, das auch. Aber verhungern?

Zu diesem Wort, das da in der Luft steht, kommen Bilder. Bilder von Menschen, von meist farbigen Menschen. Menschen, die nur aus Haut und Knochen bestehen, die aus grossen verzweifelten Augen in die Welt schauen; Menschen, die vor Hunger sterben.

Haben vielleicht auch sie einmal gedacht, gesagt oder gehofft: man wird uns nicht verhungern lassen?

HR

Zäune

Da wir in der Schweiz leben, ist meist der eigene Grund und Boden mit einem Zaun umgeben. Für mich bedeutet dieser ein Stück Nachbar und hat auch seine ausgeprägte Wesensart.

Auf der einen Seite haben wir einfach nichts, das heisst, wir haben die Trennung niedergelegt und auf der Grenze ein Glas zusammen getrunken – froh und fröhlich, dass es so nette Leute gibt. Wir teilen nicht nur das Gelände, sondern auch den Hausschlüssel, die Pflege von Tieren und Pflanzen sowie ferienverlassenen Vätern und Kindern. Wir tauschen Büsche und Schneeglöggli, aber auch Erfahrungen aus. Wir geniessen Hausmusik durch die Wand, und von drüben hört man auch manche unserer Diskussionen. Darüber müssen wir uns nie ärgern – wir haben ja keine festgelegten Grenzen.

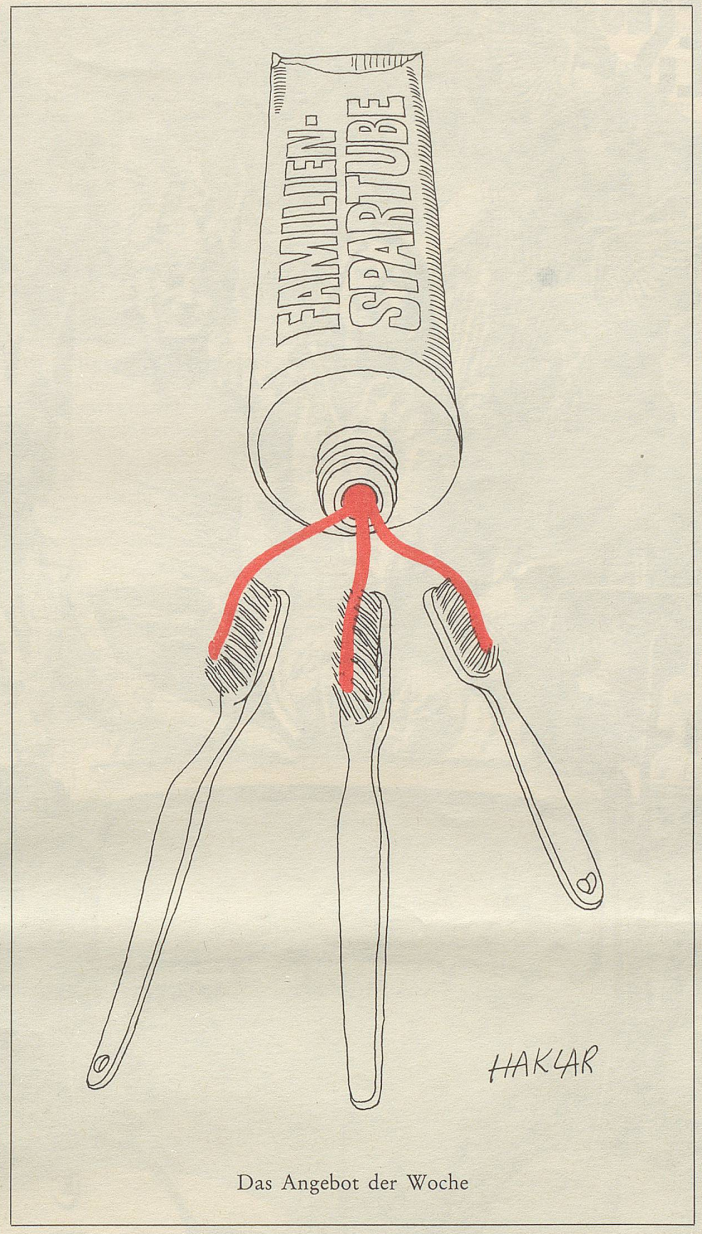
Auf des Grundstücks Rückseite hat ein Spekulant zwei grosse Blöcke errichtet. Viele Kinder von drüben benützten den Holzhag zum Spielen, bis er in gefährliche Splitter zerfiel. Der Anstösser (Nachbar möchte ich ihn nicht nennen) wollte den Zaun durch einen Stacheldraht ersetzen. Als ich meinte, auch Kinder könnten gute Nachbarn und nicht Feinde sein, durfte ich einen neuen Holzhag errichten (auf eigene Kosten und Gefahr!). Man darf darauf sitzen, er ist gelb und hat viele Schlupfmöglichkeiten. Er ist Abkürzung für den Schulweg, aber leider auch Freipass für durchgebrannte Schildkröten und Meerschweinchen, was Suchaktionen grössern Stils unter grosser Teilnahme und Mitwirkung der Umgebung nach sich zieht.

Seite drei macht mir Kummer. Dort wird es offenbar nicht geschätzt, wenn man einem in die Suppe schauen kann, denn auf der Grenze wachsen 40 Thuja-Bäume gegen den Himmel. Dabei bin ich gewiss, dass man nicht nur im Garten, sondern auch im Haus zuschauen dürfte, denn auf Seite drei wohnt ein sehr gepflegter alter Herr mit einem etwas mürrischen Dackel zusammen. Dort wächst nun statt der Blumen nur noch Efeu. Aber auch dies kann immergrün erfreuen, wie die gute Beziehung zum Nachbarn auch.

Auf der Strassenseite wächst drei Häuser lang eine Hecke – dieselbe, nur individuell gehalten. Wild wächst sie an einem Ende nach allen Seiten. Dieser Nachbar hat ja auch ganz zügellos mitten auf seiner Wiese ein übergrosses weisses Ei liegen – einfach so – und alles wächst wie es will, seine Kinder auch, und sein Hund weidet auf meiner Wiese, wohl weil er das Riesenei nicht gerne mag. Des Mittelhauses Hecke ist geschoren, wenn seine Besitzer zu Hause sind. Wenn sie aber ihre Freiheit als Rentner auf Reisen geniessen, schlägt auch der Busch in Freiheit aus. Leben und leben lassen ist dort die Devise. Der Nachbar am andern Ende hat vielleicht zuviel Zeit, trotzdem er ein intensives Hobby hat. Nicht nur ist sein Zaun so genau geschnitten, dass auch gar nichts Unerlaubtes gegen die Strasse hängt, nein, er besorgt auch noch Wache gegen Diebe bei Abwesenheit seiner Nachbarn. Er ist Auge und Ohr bei den Zäunen. Man könnte ihm wirklich Haus und Hof anvertrauen.

Freundliche Zäune ringsum, freundliche Menschen – Verbindung statt Trennung. Glücklich alle jene, die nie Eisen oder Draht brauchen! Oft wäre dies auch gar nicht nötig, aber der Nachbar hat noch nie zum Nachbarn gesprochen und dies noch gar nie bemerkt!

Marietta



Das Angebot der Woche

Das weibliche Wesen «Die Wirtschaft»

In einem Artikel über «geringere Wachstumsmöglichkeiten für die Wirtschaft» der sda beschreibt ein Journalist folgende Aussage von Herrn Prof. Kneschaurek. Sie soll anlässlich eines Seminars, durchgeführt von der Weiterbildungsstufe für Wirtschaft- und Sozialwissenschaften der Hochschule St.Gallen, in Bern vor in obersten Führungsstufen von Unternehmen stehenden Zuhörern gemacht worden sein: «Wie jedes weibliche Wesen ist auch die Wirtschaft ein hochgradig empfindsames, Gemütsschwankungen stark unterworfenes und oft mimosenhaft reagierendes Wesen, gegen dessen unberechenbaren Stimmungswechsel schwer anzukommen ist, weil eben Reaktionen und Handlungen stark gefühlsbetont erfolgen.»

Die Erfahrungen, die mit diesem zwar von Männern aufgebauten, erarbeiteten und geleiteten weiblichen Wesen Wirtschaft gemacht werden müssen, sind zwar erschreckend, glücklicherweise lassen sie sich jedoch auf das weibliche Wesen des Systems zurückführen. Allerdings kann ich einige durchaus berechenbare weibliche Wesen, wie z. B.: die Sonne, die Erde, die exakte Wissenschaft, die Mathematik nennen, um dem Ungemach ein Ende zu bereiten, möchte ich jedoch vorschlagen, dass wir allen wichtigen Dingen, die wir uns als beständig und berechenbar wünschen, das Attribut männlich erteilen. «DER Wirtschaft» müsste es heissen, und eine grosse Anzahl von Problemen wäre gelöst.

by